

Stehaufmenschen

Der Umgang mit sozialer Unsicherheit in den Philippinen

Seit ein paar Jahren wird soziale Unsicherheit, auch Prekarisierung wieder zu einem Thema in den Ländern des globalen Nordens. Sowohl ein Blick zurück in der Geschichte als auch ein Blick über die Mauern der Festung Europa hinaus macht allerdings deutlich, dass es zutreffender wäre, von einer »Normalität der Prekarität« (Gruppe Blauer Montag) zu sprechen. Heute gilt für immer mehr Menschen und Gruppen in Europa wieder das, was für die meisten, insbesondere Migrant/innen und Menschen im globalen Süden seit jeher Alltag war und ist: In den Ländern des Südens war – mit Ausnahme der ostasiatischen und lateinamerikanischen Industrienationen – informelle, ungeschützte Arbeit ohne sozialstaatliche Strukturen das Normalarbeitsverhältnis.

Niklas Reese

Unsicherheit – was ist das?

In der entwicklungs- und sozialpolitischen Diskussion und Praxis werden »Unsicherheit« und »Armut« oft gleichgesetzt. Man muss jedoch nicht notwendigerweise arm sein, um mit unsicheren Lebensbedingungen zurechtzukommen zu müssen. Andererseits ist nicht jedes Leben am Existenzminimum notwendigerweise unsicher. Wer seine Grundbedürfnisse durch Selbstversorgung, Tausch, Genügsamkeit und/oder verlässliche Versorgungsleistungen befriedigen kann, so die indische Ökologin Vandana Shiva, verfüge über relativ sichere Lebensbedingungen.

»Prekarisierung« wird zudem meist nur in seiner ökonomischen Dimension problematisiert – vornehmlich in Form von Entgarantierung und Flexibilisierung von Lohnarbeit und von wirtschaftlichen Existenzbedingungen. Unsicherheit hat jedoch mindestens zwei weitere Grunddimensionen: Eine politische und eine sozialpsychologische.

In politischer Hinsicht lässt sich ein Rückgang der rechtlich-institutionellen Sicherheit verzeichnen. Es kommt weltweit zum Abbau sozialer Rechte, der Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen und zum Entzug von Mit-Gestaltungsmöglichkeiten und damit auch zu einer Schwächung individueller und damit auch kollektiver Handlungsfähigkeit.

In sozialpsychologischer Hinsicht führt eine fehlende Kontinuität von Beschäftigungsverhältnissen (Gelegenheitsjobs) und örtlichen Zugehörigkeiten (Migration) zu einer Schwächung der Zugehörigkeit zu sozialen Netzen.

Unsicherheit auf philippinisch

Filipin@s gelten als ziemlich anpassungs- und widerstandsfähig, teilweise aufgrund der Tatsache, dass sie an Unglücke und andere Formen von Krisen gewöhnt sind. Die Philippinen sind schon allein aus geologischen Gründen besonders katastrophenanfällig. Erdbeben und Vulkanausbrüche sind keine Seltenheit. Taifune suchen den nördlichen Teil des Inselreichs nahezu jährlich heim. Der Soziologe Joy Page spricht sogar von einer »Flood culture«.

Die umweltbedingten unsicheren Lebensbedingungen werden durch das politische und wirtschaftliche System der Philippinen maßgeblich verstärkt. Dazu lassen sich u.a. folgende Fakten zählen:

- Fehlende Ernährungssouveränität für die meisten Menschen durch extrem ungleiche Eigentumsverhältnisse (etwa an Land);
- Die Übernutzung und Verschmutzung natürlicher Ressourcen, die bereits in den letzten Jahren zu sinkenden Erträgen geführt hat und auf eine Erschöpfung der Ressourcen hinausläuft;
- Privatisierung und Kommerzialisierung von Gemeindeland, Fischgründen oder Wäldern in Folge einer von Strukturanpassungsprogrammen forcierten neoliberalen Wirtschaftspolitik;
- Vertreibung von Land (etwa durch Siedler und Plantagen in Mindanao oder »Landumnutzung«

Niklas Reese ist Mitarbeiter des Projekts Überleben hoch drei (siehe www.preka.org), ein gemeinsames Projekt des philippinenbüros und des Informationsbüros Nicaragua.

(land conversion) im Rahmen des Anbaus von cash crops);

- Der Zwang, (sich) auf dem Markt zu verkaufen durch das Wegbrechen von Möglichkeiten der Eigenversorgung – u.a. durch die marktorientierte Wirtschaftspolitik; so dass immer mehr Menschen gezwungen sind, auf einem weitgehend »freien«, d.h. unregulierten, Arbeitsmarkt ihr Auskommen zu suchen;
- Ein Wohlfahrtsstaat hat sich, aufgrund öffentlicher Armut, hoher Verschuldung, geringer Steuereinnahmen und einer nicht an den Interessen der »gemeinen Menschen« (*common tao*) orientierten politischen Oligarchie, kaum ausbilden können;
- Mangelnde Rechtssicherheit durch ein korruptes und gegen die Armen voreingenommenes System von Klassenjustiz.

Alltag in Unsicherheit

Nur sieben Prozent der Menschen in den Philippinen gelten als ausreichend sozialversichert, die Mehrheit arbeitet ohne jegliche soziale Absicherung im informellen Sektor. Für die meisten dieser Menschen ist das Einkommen unsicher und kann sich von Tag zu Tag bzw. Monat zu Monat ändern. Auf dem Land sind die Lebensbedingungen in der Regel noch schwieriger. Die Löhne sind niedriger (die Selbstversorgungsmöglichkeiten allerdings besser) und die Arbeitslosigkeit ist höher. Dies führt zu massiver Landflucht.

Allerdings ist Arbeitslosigkeit nicht die zentrale Risikosituation, sondern »Unterbeschäftigung«. 42 Prozent der Beschäftigten gelten als »unterbeschäftigt«. Selbst wer »ordentlich beschäftigt« ist, muss oft noch Nebenbeschäftigungen (*moonlighting*) nachgehen, wie etwa die schlecht bezahlten Lehrer/innen der öffentlichen

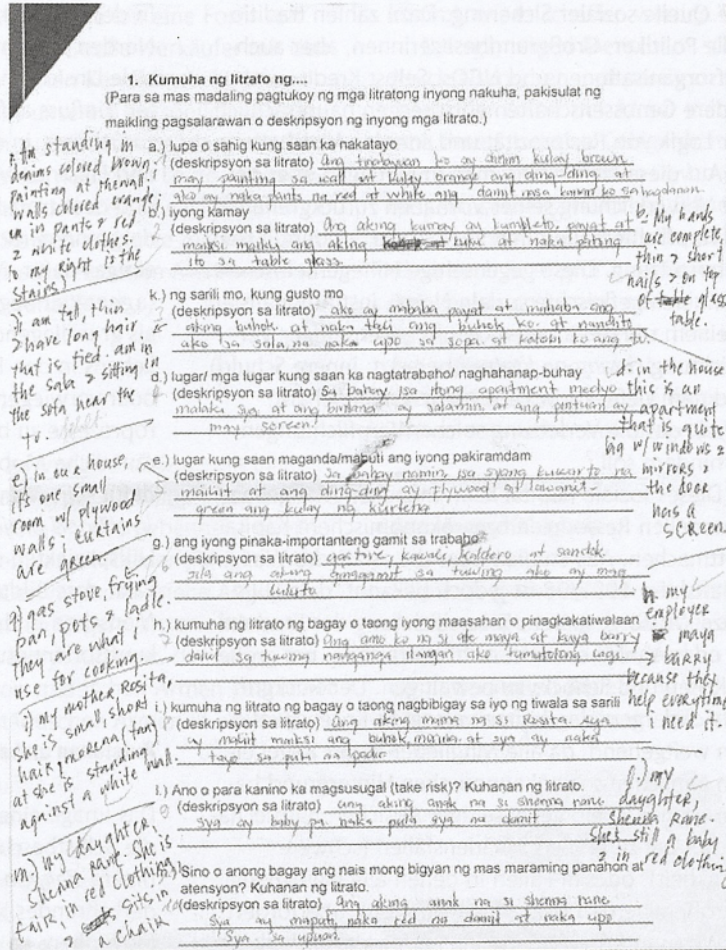
Schulen (ausführlich hierzu Reese, 2005). Die Armen sind nicht arm, weil sie keine Arbeit haben (sie haben tatsächlich zu viel Arbeit), sondern weil sie zu niedrigen Löhnen arbeiten. Oft muss die ganze Familie arbeiten, auch die Kinder. Geldeinkommen bildet dabei nur einen Teil ihres Lebensunterhalts, Eigenversorgung, Überweisungen von Arbeitsmigrant/innen und andere Formen von Reziprozität und Redistribution spielen eine weitaus größere Rolle als in Europa. »Isang kahig, isang tuka« (ein Kratzer hier, einmal Picken dort) nennt sich diese Überlebensstrategie auf Tagalog.

Fast zehn Prozent der Filipin@s arbeiteten Ende 2004 im Ausland. Ein Fünftel der Bevölkerung denkt darüber nach, ihr Glück in Übersee zu versuchen. Die

massive Auslandsmigration ist nicht nur Folge ökonomischer Armut bzw. besserer Chancen in den Zentren, sondern auch eine Reaktion auf politische Unsicherheit. »Du weißt nie, was (in) den Philippinen passieren wird« ist eine häufig zu hörende Meinung.

Die Menschen (nicht nur) in den Philippinen sind allerdings unterschiedlich von Armut und Unsicherheit betroffen. Selbst für den informellen Sektor, der meist als Sammelbegriff für prekäre Lebens- und Arbeitsbedingungen gilt, unterscheidet das *Institute for Church an Social Issues* (2000) zwischen Ultraarmen, ar-

beitenden Armen (*working poor*), selbst-beschäftigten Armen, armen Unternehmer/innen und einer prekären Mittelklasse. Während Ladenbesitzer/innen oft ein erträgliches Einkommen haben, gilt das für ihre Angestellten weniger und für die zahlreichen »unter freiem Himmel Arbeitenden« überhaupt nicht. Wo (Über-) Lebensbedingungen so unterschiedlich sind, bilden sich auch klassen- bzw. schichtspezifische Überlebensstrategien (und auch Ausbeutungsverhältnisse zwischen »den Armen«) heraus.



Bilder der Unsicherheit: Im Rahmen der Ausstellung »Kamera auf Reisen« wurden bislang Menschen in Deutschland, den Philippinen und Bolivien um persönliche Beiträge gebeten. Hier der Fragebogen des Projekts in Tagalog.

Quelle: N. Reese

Hilfsnetze

Wo weder Markt noch staatliche Sicherung unsichere Lebenssituationen hinreichend abfedern, sind es Beziehungen und persönliche Netzwerke, die zum Hauptproduzenten sozialer Sicherung werden. Diese Beziehungen dienen vorrangig der Verminderung von Unsicherheit, sie gehorchen daher nicht der marktlogischen Profitmaximierung, sondern stellen eher ein Miteinanderteilen (*sharing*) dar. Geteilte (bzw. »gepoolte«) Unsicherheit ist halbe Unsicherheit. Das wichtigste und verlässlichste (aber auch verpflichtendste) Netzwerk ist die Familie: Darüber hinaus sind auch Patrone verschiedenster Art eine wichtige Quelle sozialer Sicherung. Dazu zählen traditionelle Politiker, Großgrundbesitzerinnen, aber auch Hilfsorganisationen und NGOs. Selbst Kredit- und andere Genossenschaften entsprechen hauptsächlich der Logik von Reziprozität und sozialer Absicherung.

Auf diese Netze kann man in Notlagen oder bei der Verwirklichung seiner Vorhaben zurückgreifen, sie verpflichten allerdings zugleich zu Solidarität und Unterstützung. Diese gegenseitige Hilfgemeinschaft ist eine eingefleischte soziale Norm, institutionalisiert in einem starken inneren Gefühl gegenseitiger Verpflichtung (*utang na loob* – übersetzt: innere Schuld) und dem Gefühl von Verlegenheit oder Scham (*hiya*), das die Verletzung solcher Verpflichtungen verhindern soll.²

Dieses soziale Kapital kann manchen Mangel an materiellen Ressourcen bzw. ökonomischem Kapital wettmachen. Aus Studien über die asiatische Wirtschaftskrise 1997/98 ist jedoch bekannt, dass Hilfsnetze, Vorsorgesparen, Diversifizierung der Produktion oder Ähnliches meist nicht ausreichen, um größere Krisen und Schocks zu bewältigen. Der Rückgriff auf Solidargemeinschaften versagt in Krisensituationen weitgehend, da alle Mitglieder in der Regel einen ähnlichen sozioökonomischen Hintergrund haben. Daher ist ein gegenseitiger Absicherungsmechanismus bei zu großen Schadensfällen (schwere Krankheit), oder in Fällen in denen alle gleichzeitig getroffen werden (Naturkatastrophen), überfordert.

Wo es in Krisensituationen an Rücklagen fehlt und soziale Netze nur unzureichend funktionieren, müssen Haushalte aktives Krisenverhalten an den Tag legen. Es wird meist an der Vielfalt der täglichen Ernährung gespart, Kinder von der Schule genommen, um das Schulgeld zu sparen oder weil Kinder nun ganztags zum Haushaltseinkommen beitragen müssen. Frauen (oder gar die Kinder) prostituieren sich. Produktionsmittel (Maschinen, Haustiere oder der letzte eigene Boden), Wertgegenstände die als »Notnagel« dienen, Möbel, Pfannen und Töpfe werden beliehen oder verkauft. Wer keinen familiären Kreditgeber findet, ist meist auf informelle Kreditgeber angewiesen (welche dann bis zu 20 Prozent in der Woche an Zinsen verlangen).

Wo soziale Unsicherheit wächst, wächst zugleich auch das Unsicherheitsgefühl der Privilegierten. Gerade ihre Angst und Unsicherheit (aber auch: Angst vor Unsicherheit) lassen Maßnahmen zum Schutz von Leben, Lebensqualität und Eigentum erforderlich erscheinen und schaffen zugleich einen Beschäftigungsmarkt für diejenigen, vor denen sie sich fürchten. Zugleich geraten auch in den Philippinen Teile der Mittelklasse in die Gefahr, in die Kategorie der »neuen Armen« abzurutschen.

Kultur der Unsicherheit

In der Literatur über Prekarität, die aus dem globalen Norden stammt, wird häufig angenommen, dass soziale Unsicherheit die Menschen »ohne den geringsten Einfluss auf den Gang der Dinge« (Robert Castel) zurücklässt. In der Literatur über und von Filipinos und Filipinas wird dagegen der Aspekt von Aktivität und des »trotzdem handlungsfähig« öfter in den Vordergrund gerückt.³ Auch in den Philippinen spricht einiges dafür, Menschen als Subjekte ihres Handelns (*agents*) zu begreifen als auch ihre (politische) Kultur als grundlegende Ressource bei der Bewältigung des Lebens in den Blick zu nehmen und sie nicht allein oder vorwiegend als Opfer der Strukturen und Makroprozesse zu betrachten.⁴ So dürfte etwa die hohe räumliche Mobilität von städtischen Armen ein Indiz dafür sein. Von *agency* zeugen auch die zahlreichen *livelihood projects*, denen sich Zielgruppen von Hilfsprojekten unterziehen. Des weiteren dürfte der Fakt, dass Bildung einen solch hohen Stellenwert für Menschen in den Philippinen hat, als Indiz für Zukunftsorientierung bewertet werden.

Aufstehen und sich durchschlagen

Das Image eines »Stehaufmännchen« ist zentral für die Selbstbeschreibung der Menschen in den Philippinen. *Bangon* (wieder aufstehen) ist ein immer wiederkehrendes Konzept für die Bewältigung von Katastrophen, so der Ethnologe Albert Alejo. Er zitiert Interviews mit (Dauer-) Flutgeschädigten, für die Antworten wie: »Wir können nach einem Sturm wieder aufstehen« oder »Wir werden schon wieder auf die Beine kommen« typisch seien. »Depressionen können wir uns nicht leisten« meinte einst ein befreundeter Filipino. Witz, Humor und Leichtigkeit gelten als »typisch philippinische« Bewältigungsmechanismen. »Für Filipinos ist Fröhlichkeit kein Ziel, es ist vielmehr ein Mittel zum Überleben« schreibt Alan C. Robles am 20.2.2005 in der *South China Morning Post*.

Warum bleiben Menschen in der Umgebung des aktiven Vulkans Mayon wohnen? Warum ziehen sie nicht aus einem Hochhaus aus, das seit einem Erd-

beben 1990 baufällig ist? »Sie weigern sich zu gehen, weil es an sicherer Beschäftigung und sicherem Land zum Siedeln mangelt«, meint Alejo. Und sie glauben, dass es schon gut gehen wird. *Swerte* bzw. *kapalaran* (schicksalhafter Glück haben) nennt sich dieser Bewältigungsmechanismus. Beispiel Migration: Die Gefahr, Opfer von Gewalt werden zu können, ist denjenigen, die im Ausland arbeiten möchten, bewusst. Die Antwort, die einem daraufhin oft gegeben wird: »Mir wird das schon nicht passieren. Ich werde schon *swerte* haben.«

Als eine weitere Überlebensstrategie gilt *diskarte* – ein Slangwort, das sich mit »hinkriegen«, »durchschlagen« übersetzen ließe. Für Polo und Espiritu (2004) ist auch das Wahlverhalten eine Form von *diskarte*. Sie zitieren einen Straßenverkäufer mit den Worten »Wir wählen keinen Kandidaten für das Land. Wir widmen uns unserem persönlichen Überleben«, und kommen zu dem Schluss, dass »die Taktiken des Überlebens der normalen Leute, die raffinierten Wege, in denen sich die Schwachen in ihren täglichen Leben die Starken zu Nutze machen, dem täglichen *diskarte* der schweigenden Mehrheit eine politische Dimension verleihen«.

Gelegenheit macht ...

Neben Optimismus, *swerte* und *diskarte* gilt eine weitere Eigenschaft als »typisch philippinisch«: *Bahala na*, was oft mit »Schicksalsergebenheit« übersetzt wird. Sie gehe einher mit Leidensfähigkeit, Unverwundlichkeit und Gottvertrauen (siehe Alejo).

Und mit einer starken Gegenwartsorientierung. Der Rechtsprofessor Barry Guttierrez, der lange Zeit als Rechtsbeistand von städtischen Armen gearbeitet hat, beschreibt die städtischen Armen in einem persönlichen Interview vom Februar 2007 als »zu sehr auf das Hier und Jetzt ausgerichtet.« Als Problem wird oft nur das wahrgenommen, was drängt. Die Politikwissenschaftlerin Djorina Velasco erkennt in den politischen Aktionen der Armen (bloße) »Subsistenzmobilisierungen«, die eingestellt werden, sobald ein konkretes Ziel erreicht ist.

Oft bleibt aber auch kaum etwas anderes übrig, als darauf zu vertrauen, dass es schon gut gehen wird. Wenn es wirklich zu einer schweren

Krankheit komme, könne man ohnehin mit den geringen Ersparnissen nichts machen – so ein verbreiteter Denkansatz.

Wird *Bahala na* als Schicksalsergebenheit gelesen (egal ob man sich nun dem Willen Gottes oder den Strukturen beugt), muss es als den aktivierenden Charakterzügen Optimismus, *swerte* und *diskarte* entgegengesetzt gelten. Doch *Bahala na* lässt sich auch »aktivierend« verstehen – nun im Sinne göttlicher Vorsehung oder als »sich die Gesetzmäßigkeiten zunutze machen.« Denn der Glaube an das eigene *swerte* kann auch wagemutig machen und subjektiv Handlungsräume öffnen. Guttierrez erkennt »einen unerschütterlichen Glauben, dass, was immer kommt, wir es schaffen werden.«

Die »gemeinen Menschen« scheinen nicht per se schicksalsergeben und passiv zu sein, wie es die These von der Kultur der Armut nahe legt, sondern es fehlt ihnen meist an Gelegenheiten, aktiv zu werden. Der Arzt Jun Naraval aus Davao weist darauf hin, dass selbst die ganz Armen Pläne und Träume haben; es fehle ihnen bloß an dem »nötigen Kleingeld«, um diese auch in Angriff zu nehmen. Wenn sich diese Gelegenheiten bieten, nehmen die Armen sie (zurecht) als begrenzt wahr, ihre Handlungsfenster (*windows of opportunity*) sind nicht geöffnet, sondern stehen höchstens auf Kippe. Ihre Träume sind daher realistischer und pragmatischer Art.

Anpassungsfähigkeit

Filipin@s gelten als sehr zäh und anpassungsfähig. Diese »adaptability« heißt aber auch, die eigene Rolle hinzunehmen. Nirgendwo wird das deutlicher als in der hohen Bedeutung der Auslandsmigration. Dass es ihre Aufgabe sein soll, die reichen Länder



Lachen auch in harten Zeiten: eine philippinische Überlebensstrategie

Foto: N. Reese

dieser Welt mit billigen oder begehrten Arbeitskräften zu beliefern, scheinen viele internalisiert zu haben.

Wer im Call Center arbeitet, lernt »den richtigen Akzent«, die typischen amerikanischen Fehler beim Englischsprechen inklusive. Im Pflegepersonal-Kurs lernt man »die westliche Kultur und Lebensweise kennen und bekommt den Ratschlag immer bescheiden und unterwürfig zu sein«, so einer der Absolventen in einem Interview mit dem *Philippine Center for Investigative Journalism* (siehe Olarte).

Ausblick

Zenaida Dica-Willison unterscheidet zwei Formen, mit Katastrophen umzugehen. »Die Gefahr in den Griff zu bekommen, bevor sie zuschlägt« (katastrophenfest – *disaster resistant*) oder »die Folgen einer Katastrophe in den Griff zu bekommen« (katastrophenbelastbar – *disaster resilient*). Damit die Filipinos nicht bloß mit Katastrophen umgehen, sondern zumindest die sozialen Katastrophen besser vermeiden können, scheinen mir zwei zentrale Erfordernisse vonnöten: a) Eine Stärkung der öffentlichen Sphäre und b) die Ausbildung von kollektiven Akteuren, die politische Strategien für mehr soziale Sicherheit verfolgen.

- a) Bei aller Sympathie für einen die einzelnen Menschen stärkenden und befähigenden Ansatz und bei aller Staatsskepsis, die in einer Region ihre Berechtigung hat, in der Staatsautoritarismus, Günstlingswirtschaft und Entwicklungsdiktaturen eine lange und unselige Tradition haben, auf eigene Faust lässt sich soziale Sicherung nicht für alle befriedigend gewährleisten. Neben der nötigen Demokratisierung des politischen Systems bedarf es des Aufbaus tragfähiger volkswirtschaftlicher Strukturen, um ein Volkseinkommen entstehen zu lassen, das gerecht verteilt werden kann und das ausreicht, um damit den Ausbau von öffentlicher Infrastruktur und sozialer Sicherung für alle zu finanzieren.
- b) Da die jetzige Elitenoligarchie jedoch kaum zum »guten Fürsten« mutieren wird, können nur die »gemeinen Menschen« selbst die Akteure einer solchen Stärkung des Gemeinwesen und der Durchsetzung ihrer Rechte sein. Da könnten die Netze und Selbsthilfestrukturen eine Wurzel zukünftiger politischer Aktivitäten sein. Noch scheint aber die Individualisierung sozialer Probleme in den Philippinen weit verbreitet zu sein. Die Rahmenbedingungen werden als unveränderlich ausgegeben und von den meisten auch so wahrgenommen. Ökonomische Probleme werden als individuelle Probleme begriffen und daher auch individuelle Überlebensstrategien verfolgt. Statt soziale Probleme zu lösen, geht es darum, persönli-

che Probleme erfolgreich zu managen und produktiv zu nutzen. *Diskarte* sollte daher nicht nur positiv gesehen werden, das »provisorische Durchwurschteln« stützt eher das System. Gregory Wilpert spricht hier von einem »Neoliberalismus von unten«.⁵

Im März 2005 erklärten bei einer Umfrage auf die Frage, was sie in einer dauerhaften Notlage am ehesten machen würden, 26 Prozent der Filipinos und Filipinas, sie würden ins Ausland arbeiten gehen, 25 Prozent würden beten, immerhin 18 Prozent würden in Erwägung ziehen, die Regierung zu stürzen. Nur 5 Prozent glauben, dass Protestaktionen gegen Korruption und Anomalitäten in der Regierung von Erfolg gekrönt wären (Quelle: cyberdyaryo.com, 10.5.2005)

Ist all das nicht ein Zeichen dafür, dass auch sehr prekäre Gesellschaften sich leicht regieren lassen, wenn es so viel Selbstführung gibt? Oder ist es nicht vielmehr als ein Akt von politischer Aktivität zu betrachten, wenn Menschen Land besetzen, um darauf ihre Hütten zu errichten? Ist es ein Akt der Widerständigkeit, wenn sich »Arme« nicht von einer Gesellschaft disziplinieren lassen, in der sie nicht mitzubestimmen haben und die für sie somit in gewissem Sinne eine zweite »Natur« darstellt, die sie wie für ihr Überlebensregime nützlich machen bzw. manipulieren müssen? Ab wann ist ein Überlebensregime widerständig, unter welchen Umständen kann es als politisch gelten? Diese Fragen können an dieser Stelle nur aufgeworfen werden; auf sie soll in einem weiteren Artikel eine Antwort gesucht werden.

Die Geduld und das Hinnehmen sind in den Philippinen jedenfalls nicht endlos. Wenn gewisse Grenzen überschritten werden, kommt es plötzlich zum Widerstand. »Eine der wichtigsten Fähigkeiten für jemand, der mit den Armen zusammenarbeiten und sie organisieren will«, so der Soziologe Randy David (pers. Gespräch 2004) »ist es zu ahnen, wann der Zeitpunkt erreicht ist, an dem das Fass überläuft, wann es reicht.« Ya basta! – oder Sobra Na!, wie es in den Philippinen heißt.

Eine Langfassung des Artikels erscheint im Sammelband »Ost und Südostasien zwischen Wohlfahrtsstaat und Eigeninitiative. Aktuelle Entwicklungstendenzen von Armut und sozialer Unsicherheit«, herausgegeben von Karl Husa, Rolf Jordan und Helmut Wohlschlägl. Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, Band 10, Wien 2007.

Literatur

- Alejo, Albert (2003): Cultural Dimensions of Natural Disasters – Research and Reflection on the Human Spirit, TAMBARA 20, S.131-150
- Bankhoff, Greg (2003): Cultures of Coping: Adaptation to Hazard and Living with Disaster in the Philippines – in: Philippine Sociological Review, Vol 51, S.1-16
- Deica-Willison, Zenaída (2003): Community-Based Disaster Risk Management, in: Philippine Sociological Review, Vol 51, S.65-80
- Planungsgruppe (2007): Prekarität??? – Ist das heilbar? -auf: www.preka.org
- Polo, Jaime Biron and Espiritu, Michael Francis (2004): Elections and the People's Diskarte, www.ipd.ph/elections/resources/diskarte.htm
- Reese, Niklas (2005): Armut unter Palmen, Essen

Anmerkungen

- 1) Der Begriff »gemeiner Mensch« lehnt sich einerseits an Ivan Illich an, andererseits greift er die in den Philippinen gängige Bezeichnung der Menschen als »common tao« auf, die in der (entwicklungs-) politischen bzw. -soziologischen Terminologie »Ar-

me«, »Marginalisierte« etc. genannt werden. Der Begriff »Marginalisierte«, wiewohl er gängig ist, wäre im Kontext der Philippinen unangemessen, geht er doch von den Rändern gesellschaftlicher Normalität aus. Die »gemeinen Menschen« sind jedoch dort die Normalität, die »globale Mittelklasse« hingegen die Ausnahme.

- 2) Allerdings sollten, so Alejo, diese Werte nicht kulturalisiert und zum »Wesen der Filipinos« erklärt werden, wie dies häufig geschieht. Sie seien in erster Linie zu Ritualen geronnene Reaktionen auf dauerhaft unsichere Lebensbedingungen.
- 3) Die klassische Konstruktion der »gemeinen Menschen« als passiv ist bislang allerdings auch in den Philippinen üblich (so bspw. Jun Borras und Jennifer Franco in der Einleitung zum Sammelband *On just grounds* (2005)).
- 4) Wer die Kreativität der Prekären betont, so eine weit verbreitete Befürchtung (von der auch der Autor dieses Artikels nicht frei ist), kann vom Neoliberalismus instrumentalisiert werden. Werden sie jedoch als hilflos dargestellt, so dient dies wiederum dem »guten Fürsten«, etwa Regierungsorganisationen, bürgerlichen Eliten und zivilgesellschaftlichen »Profihelfern«, die gerne so tun, als ob sie frei von (Macht-) Interessen seien, dies aber selbstverständlich nicht sind.
- 5) »Der informelle Sektor« so Wilpert, »ist eine Art Schockabsorber der Globalisierung und in dieser Funktion in das neoliberale Projekt der Herrschaft von oben eingebunden.« (zitiert nach: Elmar Altvater : Ende des Kapitalismus, Hamburg: 2006; S.191)

– Anzeige –

Filipinos und Deutsche gemeinsam für Menschenrechte Ein Bildungsprogramm in den Philippinen

Sa 24. November bis Do 13. Dezember 2007

Preis komplett € 1.800 inkl. Flüge, Vollpension, Reiseleitung und Organisation

Fokus: Stärkung kirchlicher Basisgemeinschaften als Anwälte der Förderung und Achtung der Menschenrechte und Umweltrechte mit dem Ziel einer Drei-Völker-Gemeinschaft aus Christen, Muslimen und Indigenen für Frieden und gerechte Entwicklung

Themen: Menschenrechte bäuerlicher und indigener Bevölkerung auf Land, Gemeinschaftseigentum, Wasser, Saatgut;
Projekte aggressiver Entwicklung und nachhaltiger Alternativen;
kirchliche Basisarbeit und interreligiöse Beziehungen;
Frieden als Herausforderung einer christlichen, islamischen und indigenen Bevölkerung.

Programm

Teil I Immersion: Sie tauchen ein und machen sich vertraut mit der „Drei-Völker-Gesellschaft“ in Mindanao, Teilnahme an der Woche des Friedens.

Teil II Exposure: Sie befassen sich mit den Menschenrechten der örtlichen Bevölkerung.

Wenn Sie nicht am gesamten Programm teilnehmen können, haben Sie die **Möglichkeit, nur Teil I oder Teil II mitzumachen.**

Genauere Information und Anmeldung:
Missio, Dieter Zabel, Mail: d.zabel@missio.de